

VII

Der Verlag nach 1968:
Mehr Demokratie wagen

Wolfgang Beck

28. Deutsch-deutsche Beziehungen: Die «Bibliothek des 18. Jahrhunderts» und die «Orientalische Bibliothek»

Das 18. Jahrhundert war keine «große
schöne Welt der netten Nichtigkei-
ten, bestimmt von Parkettgefechten

Beck ist an Co-Produktionen [...] interessiert.
*Reisebericht von Roland Links und
Friedemann Berger, Mai 1981*

und Boudoirgeflüster», es war «eine Welt aus dem Gleichgewicht, eine auseinanderbrechende Kultur». Kunst und Literatur der Epoche schritten mit einem Tempo voran, «dass man die Stadien ihrer Entwicklung am besten nach Monaten bemisst». Was macht die Wissenschaft daraus? «Von Schachtel zu Schachtel wandern die Werke und Autoren, unter Etiketts wie Sturm und Drang, Frühaufklärung, Empfindsamkeit, Schauerliteratur, Klassik, Frühromantik, Spätaufklärung wandelt sich oft ein und dasselbe Werk auf wundersame Weise, von Symposium zu Symposium neu katalogisiert.»² Dieser «akademisch unbezähmbaren Vielfalt» widmete sich die «Bibliothek des 18. Jahrhunderts», die zwischen 1981 und 1992 der Verlag C.H. Beck in München gemeinsam mit der Verlagsgruppe Kiepenheuer in Leipzig herausgab. Vierzig meist mehrbändige Werke erschienen, «die Bekanntes und Unbekanntes der Zeit» boten, «also die Jugendgeschichte Jung-Stillings und Defoes *Robinson* neben halbvergessenen Werken wie Lesages *Der hinkende Teufel*, einem der ersten Großstadtromane, oder der *Nachricht von meinem Leben in drei Briefen an einen vornehmen Herren* des dänischen Lustspielichters Ludvig Holberg, einem frühen Beispiel aus der leider hierzulande sehr vernachlässigten Literatur unserer nördlichen Nachbarn.»³

Die «Bibliothek des 18. Jahrhunderts»

In Zeiten des Kalten Krieges waren deutsch-deutsche Kooperationen schwierig. Dies lag nicht nur, wie man vorschnell meinen könnte, an dem linkstotalitären Zensursystem und der allgegenwärtigen Kontrolle der literarischen Öffentlichkeit der DDR. So berichtete Georg Sund 1956 von einem Buchhändlertreffen in München, bei dem ein Austausch von Verlegern aus der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demo-

kratischen Republik stattfand. Man war sich rasch einig, dass in beiden Staaten durchaus die Bereitschaft vorhanden sei, Buchprojekte gemeinsam zu verfolgen. Allerdings gebe es viele Probleme. Am schwersten wiege der Umstand, dass in der DDR eine starke Nachfrage nach westdeutschen Büchern herrsche, während in der Bundesrepublik kaum Interesse an ostdeutschen Titeln bestehe. Dies mache einen Austausch fast unmöglich.⁴ Zwölf Jahre später schlug Ernst-Peter Wieckenberg vor, ein Angebot des ostdeutschen Verlags Volk und Wissen anzunehmen, «unter einem eigenen Umschlag» die zweibändige «Internationale Bibliographie zur Geschichte der deutschen Literatur» «in Westdeutschland (der Schweiz und Österreich) *allein zu vertreiben*». Auf 2000 Seiten waren mehr als 100 000 Titel verzeichnet, die auch die im «Ostblock» erschienene einschlägige Literatur dokumentierten. Wieckenberg hob die Bemühung um Objektivität hervor, doch der Verleger war für das Projekt nicht zu gewinnen.⁵

1975 kam Bewegung in die deutsch-deutsche Zusammenarbeit. Die DDR hatte in Helsinki die Schlussakte der Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa unterzeichnet und sich zur Wahrung der Menschenrechte verpflichtet. Eine rigorose Politik der Abgrenzung war nicht mehr aufrechtzuerhalten. Politische Stabilität konnte nur durch wirtschaftliche Prosperität erzielt werden. Kooperationen mit dem Westen waren deshalb notwendig; diese brachten aber zugleich neue Ideen in das Land. Schriftsteller, Künstler und Wissenschaftler gewannen an Selbstvertrauen. Genau in dieser Situation begannen Ernst-Peter Wieckenberg und Jürgen Fischer, auf den Buchmessen in Frankfurt und Leipzig nach Titeln Ausschau zu halten, die für C.H.Beck attraktiv sein könnten. Für die Verlage aus der DDR war die Lizenz eines Buches aus der Bundesrepublik grundsätzlich nicht interessant; sie wollten vielmehr das Werk liefern. Darin sahen Wieckenberg und Fischer, wie auch andere Vertreter der westdeutschen Verlagsbranche, die Chance, durch die Zusammenarbeit Projekte realisieren zu können, die allein im eigenen Verlag nicht finanziert gewesen wären, jedoch durch die gemeinsame Auflage ökonomisch möglich wurden. Die DDR-Verlage lieferten zu Preisen, die es C.H.Beck erlaubten, auch Kleinauflagen zu veröffentlichen. So vermochte man mit Hilfe der DDR die Gesetze der Marktwirtschaft außer Kraft zu setzen. Werke wurden in Auftrag gegeben, die sonst keine Kalkulationskonferenz überstanden hätten. Der Verlag in der DDR produzierte zu Bedingungen der Volkswirtschaft des real existierenden Sozialismus und verkaufte eine Teilaufgabe an den Münchner Verlag, der in Valuta bezahlte. Doch für jede eingebrachte DM mussten im Durchschnitt mehr als vier DDR-Mark aufgewendet werden.⁶ Wirt-

schaftlich zog nur die westdeutsche Seite einen Nutzen aus dem Geschäft. Finanziell mochte der Gewinn gering sein – nicht aber symbolisch: Angesichts der Veränderungen des Buchmarkts und der Konkurrenz der Taschenbücher sowie des Anstiegs von Personal- und Materialkosten war diese Kooperation durchaus eine Rationalisierungsmaßnahme, die es C.H.Beck ermöglichte, ein wichtiges Segment der historisch-kulturwissenschaftlichen Literatur in sein Programm zu inkorporieren.

Mit der «Bibliothek des 18. Jahrhunderts» hatte man Großes vor. Die Rahmenvereinbarung über die Reihe wurde im Mai 1981 geschlossen. Mehrere Tage hielt sich die Delegation aus der DDR in München auf, um den bereits auf der Leipziger Frühjahrsmesse besprochenen Plan umzusetzen.⁷ Die ersten beiden Paragraphen lauteten:⁸

«§ 1 Die «Bibliothek des 18. Jahrhunderts» wird von den in der Verlagsgruppe Kiepenheuer zusammenarbeitenden Verlagen (Gustav Kiepenheuer Verlag Leipzig und Weimar, Insel-Verlag Anton Kippenberg Leipzig, Dietrich'sche Verlagsbuchhandlung Leipzig) herausgegeben und ist als langfristig fortzusetzendes Editionsunternehmen angelegt. C.H.Beck und die Verlagsgruppe Kiepenheuer streben bei dieser Reihe eine dauerhafte Zusammenarbeit an, wobei diese bereits bei der Abstimmung der Jahrespläne einsetzt und für das Jahr 1981 schon erfolgt ist.

§ 2 C.H.Beck übernimmt die innerhalb der Reihe erscheinenden Titel als Teilausgabe und hat seinerseits die Möglichkeit, eigene Titel in die Reihe einzubringen. Der Druck der gesamten Reihe erfolgt in der DDR.»

Federführend waren auf Seiten des Beck Verlags Jürgen Fischer, Leiter der Gesamtherstellung, und Ernst-Peter Wieckenberg, Cheflektor der kulturwissenschaftlichen Programmssparte. Bei Kiepenheuer saßen ihnen mit Roland Links und Friedemann Berger nicht nur der Leiter der volkseigenen Verlagsgruppe und sein Cheflektor gegenüber, sondern zwei ostdeutsche Intellektuelle, die beide ausgewiesene Germanisten und Literaturwissenschaftler waren. Links' Döblin-Biographie hatte C.H.Beck 1981 als Lizenzausgabe in der von Heinz-Ludwig Arnold und Ernst-Peter Wieckenberg herausgegebenen Reihe «Autorenbücher» veröffentlicht, die später Peter Schünemann im Lektorat betreute.

Die Initiative war 1979 von den ostdeutschen Partnern ausgegangen. Am Anfang stand ein «Austausch über einzelne Werke des 18. Jahrhunderts, über Bücher, die wir alle liebten, aber auch über solche, die nur einige von uns kannten und den anderen zur Lektüre empfahlen», erinnert sich Ernst-Peter Wieckenberg.⁹ Als Friedemann Berger und Roland Links der Verlagsgruppe Kiepenheuer signalisierten, dass sie nach einem

Kooperationspartner suchten, war das Feuer entfacht: Die Verhandlungen begannen. Zuerst dachte man daran, sich auf die Aufklärung zu konzentrieren, doch rasch erkannte man, dass es dem Projekt nur dienlich sein konnte, den Fokus zu weiten. Das ganze Jahrhundert wurde in den Blick genommen, alle europäischen Literaturen und auch Nordamerika wurden berücksichtigt, Prosa und Lyrik, Essays und philosophische Texte, Briefe und Memoiren veröffentlicht. Einzelne Werke fanden unterschiedliche Aufnahme in Ost und West. Giacomo Casanovas «Geschichte meines Lebens» in zwölf Bänden (1984–89), von Günther und Barbara Albrecht hervorragend kommentiert, ging in der Bundesrepublik nur mäßig, da die Erinnerungen des Chevalier de Seingalt auch bei Propyläen zu haben waren, noch dazu in einer neuen Übersetzung.¹⁰ In der prüden DDR war es hingegen eine Sensation, dass man diesen großen Erotiker der Weltliteratur herausgab.¹¹ Für C.H.Beck war ohnehin der Absatz der Bände, der mit einem Schnitt von 1500 bis 2000 Exemplaren eher niedrig lag, nicht der einzige Anreiz: Die Zahl der Rezensionen und Erwähnungen der «Bibliothek des 18. Jahrhunderts» in den Medien zählte, und dort war das Echo sehr positiv. Solcherart angezogen, fanden Historiker und Literaturwissenschaftler als Autoren zu C.H.Beck, «die sich nicht nur als Fachleute verstanden, die vielmehr ein Forum suchten, auf dem sie sich als aufgeklärte und aufklärende Wissenschaftler einer kritischen Öffentlichkeit mitteilen konnten».¹² Die «Bibliothek des 18. Jahrhunderts», 1981 auf den Weg gebracht, war für den Verlag eine Investition in die Zukunft, die sich auszahlte.

Ernst-Peter Wieckenberg sowie Jürgen Fischer, die beiden Verantwortlichen der Reihe, waren bei den Verhandlungen unabhängig und hatten die Rückendeckung von Wolfgang Beck. Für die Vertreter der DDR-Verlagsgruppe gestaltete sich die Sache wesentlich komplizierter, da sie nicht nur der Berliner Hauptverwaltung unterstellt waren, sondern auch das Genehmigungsverfahren der staatlichen Zensur gewärtigen mussten. Sie wählten kreative Formen der «Absicherung», um dem ambitionierten Projekt die gewünschte langfristige Perspektive zu verschaffen. Im Vorfeld veranstalteten Berger und Links im Auftrag der Verlagsgruppe Kiepenheuer ein wissenschaftliches Kolloquium, zu dem sie etablierte Wissenschaftler einluden, die ihren Segen zu der Reihe gaben. Die Nachricht erreichte die zuständige Literaturarbeitsgemeinschaft, in der die Verlage mit den Vertretern der Hauptverwaltung Verlage und Buchhandel im DDR-Ministerium für Kultur die Programmpolitik besprachen. Roland Links wiederum informierte in den monatlichen Verlegerrunden den Stellvertretenden Minister für Kultur über das positive Echo, auf das der Plan bei systemkon-

formen Professoren gestoßen war. Als die «Bibliothek des 18. Jahrhunderts» erfolgreich auf den Weg gebracht war, sorgte man durch bestellte Vorworte und Nachworte dafür, dass einem potentiellen Verbot durch die Zensur die Grundlage entzogen wurde.¹⁵

Das 18. Jahrhundert war ein ideales Saeculum, um sich aus dem engen Korsett konventioneller Vorstellungen zu befreien. Mit der «Bibliothek des 18. Jahrhunderts» wollten die ostdeutschen Akteure sehr wohl auf die aktuelle politische und kulturelle Situation in der DDR aufmerksam machen. Friedemann Berger schrieb dazu in seinem Programmentwurf von 1980: «Zahlreiche Themen, die das 18. Jahrhundert ins Bewusstsein rückte und die die Literatur in unzähligen Varianten aufgriff, sind bis heute aktuell geblieben und können durchaus nicht als «erledigt» betrachtet werden.»¹⁴ Und Wieckenberg pflichtete bei: «Manchmal denke ich, die Bibliothek des 18. Jahrhunderts wäre nicht entstanden, wenn sie uns nicht immer wieder Gelegenheit gegeben hätte, scheinbar über eine vergangene Epoche, tatsächlich aber über gegenwärtige Probleme zu sprechen.»¹⁵ Bei den Treffen der Repräsentanten von Kiepenheuer und C.H. Beck ging es nicht nur um die Frage, ob ein Werk als Lizenzausgabe übernommen werden konnte. Die Besprechungen hatten etwas «Doppelbödiges», wie sich Ernst-Peter Wieckenberg erinnert: «Einerseits ging es um die Möglichkeiten einer verlegerischen Zusammenarbeit, andererseits bot der gedankliche Austausch über Pläne immer auch die Chance, sich über politische Spielräume und politische Einstellungen zu verständigen. Das 18. Jahrhundert, Aufklärung und Gegenauflärung, Toleranzforderungen und Zensur, Emanzipationsbewegungen und obrigkeitliche Blockaden – all das bot wunderbare Möglichkeiten zu solchem «verdeckten Sprechen». Niemals vorher und niemals nachher habe ich die «Aktualität» und die «Präsenz» von Literatur so stark erlebt wie in den Gesprächen über diese Reihe.»¹⁶ Die «Bibliothek des 18. Jahrhunderts» öffnete, um den Titel eines Kolloquiums aufzugreifen, ein «Loch in der Mauer».¹⁷

Die Zusammenarbeit zwischen den vier Akteuren verlief nach festen Regeln. Die Programmplanung erfolgte auf der Grundlage von Projektskizzen, die beide Seiten einreichen konnten. Ablehnungen wurden wechselseitig respektiert. Publiziert werden sollten grundsätzlich nur Werke, von denen es keine Ausgabe in der DDR, in der Bundesrepublik, in Österreich oder in der Schweiz gab. Ausnahmen bestätigten auch hier die Regel. Für jeden Band wurde ein eigener Vertrag erstellt, der Liefertermin, Abgabepreis und technische Daten festhielt. Nachworte und Kommentare wurden in München und Leipzig geprüft. Hier konnte es durchaus Dissens geben.

Darüber sprach man auf der Leipziger Buchmesse, zu der Ernst-Peter Wieckenberg und Jürgen Fischer regelmäßig fuhren, oder auf der Messe in Frankfurt, die Roland Links besuchen konnte. Von Westreisen mussten die Kooperationspartner aus Ostdeutschland immer Reiseberichte anfertigen.¹⁸ Darüber hinaus unternahmen Wieckenberg und Fischer jährlich mindestens eine zweite Reise in die DDR. Eine Stasiakte hat ihnen dies offenbar nicht eingebracht, obgleich das Ministerium für Staatssicherheit sehr wohl Informationen über das Projekt sammelte. Die Verlagsmitarbeiter aus Ost und West meisterten in offenen Diskussionen auch schwierige Situationen. Denn divergierende Beurteilungen der Texte gab es nicht nur in formaler, sondern auch in inhaltlicher Hinsicht.¹⁹

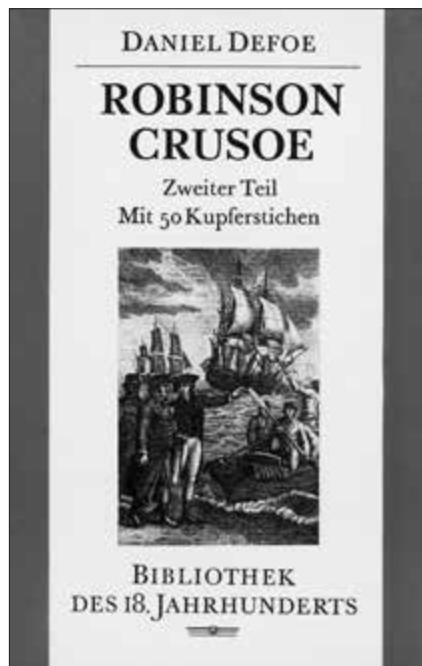
Wieckenberg und Fischer folgten bei ihren Verhandlungen dem Grundsatz der sozial-liberalen Ostpolitik, den Egon Bahr schon 1963 formuliert hatte: Der Status quo kann nur überwunden werden, indem der Status quo zunächst nicht verändert wird.²⁰ Man akzeptierte die politischen Verpflichtungen – und auch Überzeugungen der Gegenseite –, ohne selbst prinzipielle politische Zugeständnisse zu machen. Ohnehin hatte sich der kulturwissenschaftliche Verlagsteil seit den 1970er Jahren durch Ernst-Peter Wieckenbergs Initiative und mit Wolfgang Becks Plazet selbst der marxistischen Literaturwissenschaft geöffnet. 1974 erschien Robert Weimanns Buch «New Criticism» und die Entwicklung bürgerlicher Literaturwissenschaft, ein Jahr später Kurt Batts Aufsatzsammlung «Revolte intern. Betrachtungen zur Literatur in der Bundesrepublik Deutschland». Dennoch griff Wieckenberg bisweilen in die ostdeutschen Manuskripte ein und strich einzelne Formulierungen oder Stellen. Eine fröhlig-bürgerliche Revolution fand deshalb in den Annotationen zur «Bibliothek des 18. Jahrhunderts» nicht statt. In der DDR erhob sich kein Einspruch. Die ökonomische Situation verlangte in den achtziger Jahren kategorisch die Kooperation mit dem Westen; ideologischer Fundamentalismus wurde selbst von dem volkseigenen Außenhandelsbetrieb «Buchexport» nicht mehr praktiziert, der offiziell für die juristische Abwicklung des Geschäfts zuständig war.

Nicht nur die politische Situation erschwerte die Arbeit an dem Projekt, sondern auch die desolate Infrastruktur in der DDR: «Kopiergeräte gab es nicht; alle Manuskripte mussten abgeschrieben werden. Allenthalben fehlte es an dem nötigsten Material. Wäre es für uns ein Leichtes gewesen, Umschlagentwürfe in Kopien an die Kollegen zu schicken, so verlangte es von ihnen umgekehrt sehr viel Aufwand, wenn sie uns die entsprechenden Unterlagen zukommen lassen wollten. Sehr oft bekamen wir Entwürfe, in

denen die Umschlagbilder in einer Bleistiftzeichnung angedeutet waren.» Zwar wurde die Herstellung in der DDR besorgt, aber C.H.Beck konnte für die Teilauflagen das Papier und das Einbandmaterial liefern.²¹

Die Produktion der nach Möglichkeit bebilderten Ausgaben lag hingegen vollständig beim DDR-Verlag. Einband und Umschlag wurden von Walter Schiller, Professor an der Hochschule für Graphik und Buchkunst in Leipzig, entworfen, was im Verlag im Westen gelegentlich ein leises Unbehagen hervorrief, da man befürchtete, das DDR-Design könnte ein Verkaufshindernis in der BRD darstellen. Von der Gesamtauflage eines Buches übernahm die Kiepenheuer-Verlagsgruppe ca. 8000 Exemplare, während in der Regel 2000 bis 3000 Exemplare an C.H.Beck gingen.²²

Im Herbst des Jahres 1981 erschienen die ersten drei Bände: Daniel Defoes «Robinson Crusoe» mit einem einleitenden Essay von Friedemann Berger, Henri Maser de Latudes «Fünfunddreißig Jahre im Kerker» mit einem Nachwort von Adele Ahus und Gotthold Ephraim Lessings «Freimaurergespräche und anderes. Ausgewählte Schriften», herausgegeben von Claus Träger. Der Fall der Mauer 1989 leitete das Ende der Reihe ein. Die Turbulenzen um den Kiepenheuer Verlag nach der Wiedervereinigung²³ veranlassten C.H.Beck, die Reihe ab 1993 allein fortzusetzen, doch wurde die Finanzierung immer schwieriger. Die Übernahme einer Teilauflage durch die Büchergilde Gutenberg konnte den Wegfall des Marktes der ehemaligen DDR nicht kompensieren. Bereits 1994 zeichnete sich ab, dass die «Bibliothek des 18. Jahrhunderts» sich nicht mehr rechnete. Die Idee, «Sachbücher» in die Reihe aufzunehmen, wurde wieder verworfen.²⁴ Das Thema des Abgesangs war damit vorgegeben: Als letzter Band erschien im Jahr 2000 unter dem Titel «Ein solches Jahrhundert vergibt sich nicht mehr» eine Ernst-Peter Wieckenberg gewidmete Sammlung von Essays Beck'scher Autorinnen und Autoren über ihre «Lieblingstexte aus dem 18. Jahrhundert». Insgesamt waren 51 Bände erschienen. Am erfolgreichsten verkauften sich Daniel Defoes «Robinson Crusoe», Karl



Daniel Defoe, «Robinson Crusoe», 2. Teil, a. d. Engl. von Lore Krüger mit einem Essay von Friedemann Berger, 1984. Umschlagabbildung aus der Reihe «Bibliothek des 18. Jahrhunderts»

Philipp Moritz' «Anton Reiser» und Benjamin Franklins «Autobiographie».

Die «Orientalische Bibliothek»

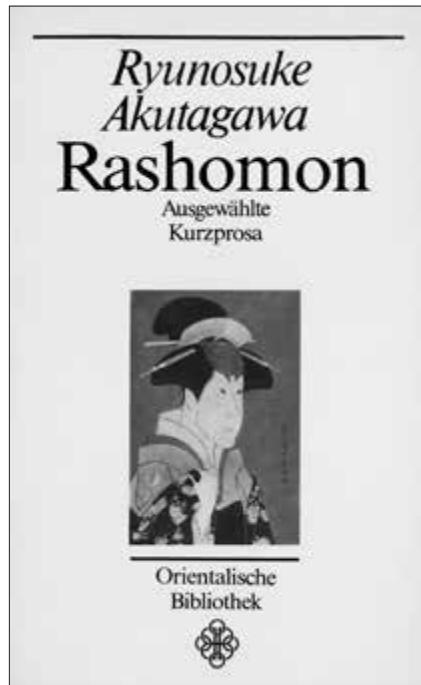
Als Ernst-Peter Wieckenberg vorschlug, die «Bibliothek des 18. Jahrhunderts» nicht mehr fortzusetzen und stattdessen «schöne Werke zum 18. Jahrhundert und aus dem 18. Jahrhundert» im allgemeinen Programm unterzubringen, begründete er seine Position gegenüber dem Verleger auch mit der Bemerkung: «Ohnehin wird die Orientalische Bibliothek Dir und uns noch viele Probleme aufgeben.»²⁵ Als zweites deutsch-deutsches Joint Venture erschien seit 1985 eine «Orientalische Bibliothek», die ein Gemeinschaftsprojekt von C.H.Beck, der Kiepenheuer Verlagsgruppe und des DDR-Verlags Volk und Welt war. Friedemann Berger und Jürgen Fischer waren beide Liebhaber orientalischer Literaturen und unterstützten die Gründung dieser Reihe nachdrücklich.²⁶ Einmal mehr zeigte sich dabei die Bedeutung eigenständiger und visionärer Verlagsmitarbeiter für die erfolgreiche Umsetzung von innovativen Verlagsprogrammen. Denn die «Orientalische Bibliothek» schloss eine Marktlücke sowohl in West- wie in Ostdeutschland.

Das Programm wurde in jedes Buch der Reihe eingedruckt: «Die «Orientalische Bibliothek» vereinigt literarische, historische und philosophische Texte der Völker Asiens und Nordafrikas von den Anfängen bis zur Gegenwart. Mit Lesetexten wie auch mit wissenschaftlich kommentierten Ausgaben will die Sammlung zum Verständnis der nationalen Eigenarten der orientalischen Kulturen und ihrer übernationalen Bedeutung beitragen.»²⁷ Bis 1991 erschienen 25 Bände, darunter wichtige Romane und Erzählungen, Märchen und Gedichte verschiedener Epochen aus Syrien und Ägypten, aus Indien und der Mongolei, aus China und Japan; unter den bekannteren Autoren finden sich beispielsweise Nagib Machfus und Rabindranath Tagore.

Wie bei der «Bibliothek des 18. Jahrhunderts» übernahm der Verlag C.H.Beck mit etwa 3000 Exemplaren pro Band den kleineren Teil der Gesamtauflage, die etwa 15 000 Exemplare betrug.²⁸ Einmal mehr zog der Münchener Verlag Nutzen aus den niedrigen Produktionskosten und der Reduktion des Absatzrisikos. Dennoch gingen die Bände im Westen nicht allzu gut. Schon 1986 vermerkte der Informant der Staatssicherheit, das Gespräch mit der C.H.Beck'schen Verlagsbuchhandlung habe «als Pro-

blem erbracht», «dass man dort für die gemeinsam veranstaltete «Orientalische Bibliothek» lediglich 400 Abonnenten habe. Man erwäge, den Auflagenanteil auf 1000 Exemplare pro Titel zu reduzieren.» Allerdings wäre dies dann «ein kaum noch lohnendes Objekt».29 Das Unternehmen wurde nicht gestoppt. Denn auch der Verleger stand zur «Orientalischen Bibliothek».

Die beiden «Bibliotheken» waren indes nur ein Teil eines größeren Geschäfts, das C.H. Beck in den 1980er Jahren mit Kooperationen und Lizenzausgaben aus der DDR machte. Nach dem Fall der Mauer zog man im Verlag Bilanz: Man berechnete Aufwand und Erlös der von 1977 bis zum 31. Dezember 1989 übernommenen DDR-Titel. Dazu zählten die zehnbändige Edition des «Corpus der Goethezeichnungen» (1972–78), eine Lizenzausgabe des VEB E.A. Seemann in Leipzig; die mehrbändige Reihe «Bau- und Kunstdenkmäler in der DDR» (1979–87), eine Lizenzausgabe des Henschelverlags in Ostberlin; «Kirchen, Klöster und ihre Kunstschatze in der DDR» (1982, 2. Aufl. 1984), eine Lizenzausgabe des Union Verlags in Ostberlin; Gunter Bergmanns «Kleines Sächsisches Wörterbuch» (1987), eine Lizenzausgabe vom VEB Bibliographischen Institut in Leipzig; die «Geschichte der jüdischen Philosophie» (1984) von Heinrich und Marie Simon, eine Lizenzausgabe des Union Verlags in Ostberlin, und der höchst erfolgreiche Band «Das Kirchenjahr. Feste, Gedenk- und Feiertage in Geschichte und Gegenwart» (1987, 7. Aufl. 2005) von Karl-Heinrich Bieritz, ebenfalls eine Koproduktion mit dem Union Verlag. Bis Ende 1989 waren insgesamt 238 657 Exemplare verkauft: 60,5 Prozent der aus der DDR bezogenen Gesamtauflage. Der Nettoerlös belief sich auf 5 685 048 DM. Abzüglich der Herstellungskosten betrug der Deckungsbeitrag, der zur Finanzierung der Verlagskosten zur Verfügung stand, 1 685 810 DM. Das war keine wirklich gute, aber auch keine ganz schlechte Rechnung. Die Vorgabe der SED, in der Wirtschaft höhere Effizienz zu erzielen, um den ökonomischen Niedergang aufzuhalten, und das Interesse der DDR-Führung, sich nicht mehr allein auf revolutio-



Ryunosuke Akutagawa, «Rashomon», übers. u. hrsg. v. Jürgen Berndt, 1985.

Umschlagabbildung aus der Reihe
«Orientalische Bibliothek»

näre Traditionen zu stützen, um ihrer Legitimation eine breitere Basis zu geben, sondern sich auch der gesamten deutschen Geschichte zu erinnern,⁵⁰ eröffnete C.H.Beck vor allem in den achtziger Jahren ein Feld, das nicht nur mit großer Intensität, sondern auch mit wirtschaftlichem Erfolg bestellt wurde.

Das Engagement von C.H.Beck in der DDR war keine Ausnahme. In Leipzig gaben die Vertreter der westdeutschen Verlagsbranche ganz unumwunden zu, dass man angesichts des scharfen Konkurrenzkampfs in der Bundesrepublik «die Potenzen der Lektorate der DDR-Verlage sowie der polygrafischen Industrie der DDR nutzen» wollte, um «Profit machen zu können», wie in einem Bericht der Staatssicherheit vermerkt wurde. 1982 ventilierte man auch unter Beteiligung von Jürgen Fischer und Ernst-Peter Wieckenberg eine mögliche Kooperation bei den Klassikerausgaben, die als Antwort auf die Gründung des Deutschen Klassikerverlags 1981 durch Suhrkamp diskutiert wurden. Man wollte mit Hilfe der DDR auf der «Klassikerwelle mitschwimmen». Aber man ließ keinen Zweifel daran, dass «nicht irgendetwas von der DDR» gekauft werden sollte, sondern «reife geistige Leistungen». Die diesem deutsch-deutschen Austausch inhärenten Ambivalenzen blieben der Staatssicherheit nicht verborgen, wie die «Einschätzung zu politisch-operativ beachtenswerten Erscheinungen im Zusammenhang mit der Buchmesse 1982» belegt. Eine solche Zusammenarbeit wurde «als mögliche Vorstufe eines notwendigen Kulturabkommens» kritisch eingeschätzt. Zugleich warnte man, dass bundesrepublikanische Verlage wie C.H.Beck durch ihre Kooperationsangebote versuchten, «die Schwerpunkte in einschlägigen DDR-Verlagen bewusst zu verschieben, sich direkte Einflussmöglichkeiten auf Lektorate zu verschaffen sowie Kapazitäten in Verlagen und der polygrafischen Industrie der DDR zu binden». Die Verhandlungen zwischen C.H.Beck und der Kiepenheuer Verlagsgruppe zeigen, dass diese Befürchtungen eher bekannte Stereotype des linkstotalitären Überwachungssystem fortschrieben, als dass sie die Realität abbildeten. Die wesentlichen Entscheidungen über die «Bibliothek des 18. Jahrhunderts» und die «Orientalische Bibliothek» wurden nicht einfach von westlicher Seite oktroyiert, sondern zwischen den Repräsentanten aus der Bundesrepublik und der DDR ausgehandelt. Richtig erkannte die Staatssicherheit jedoch, dass durch solche gemeinsamen Projekte «die begünstigenden Bedingungen für feindliche ideologische Einflüsse» wuchsen und dass «die DDR-Verlage in eine Art Abhängigkeit von ihrem BRD-Partner» gerieten. Zudem wurden sie «störanfälliger», weil die «BRD-Verlage zu jeder Zeit aus ökonomischen Gründen von ihren Interessen Ab-

stand nehmen» konnten.⁵¹ «Störanfällig» waren indes nicht nur die Unternehmen, sondern das gesamte wirtschaftliche System. Nur die von der Bundesrepublik gewährten Milliardenkredite hielten die DDR am Leben – bis zur «friedlichen Revolution» von 1989.

Das Ende der DDR bedeutete das Ende der Lizenzausgaben. 1991 wurde die «Orientalische Bibliothek» eingestellt. Es war aber Wolfgang Becks persönlicher Wunsch, diese Reihe in neuer Form fortzuführen. Am 14. September 1993 bat er den iranischen Schriftsteller Cyrus Atabay zu einem Gespräch über die «Orientalische Bibliothek», die C.H.Beck «gerne neu begründen» wollte, in den Verlag.⁵² Ernst-Peter Wieckenberg riet, sich auf diese Reihe zu konzentrieren, die 1996 als «Neue Orientalische Bibliothek» wiedergegründet wurde. 27 Werke sind heute lieferbar, überwiegend klassische Texte der orientalischen Kulturen, neu oder erstmals übersetzt. Als Höhepunkte gelten: Claudia Otts Übertragung der ältesten arabischen Handschrift von «Tausendundeine Nacht» – ein Werk, das 2004 erschien, begeisterte Resonanz fand und einen außerordentlichen Verkaufserfolg erzielte – sowie die 2010 veröffentlichte Neuübersetzung des Koran durch den Erlanger Islamwissenschaftler Hartmut Bobzin, die inzwischen wohl meistbenutzte Koran-Ausgabe in deutscher Sprache. Als Übersetzerin und Herausgeberin mehrerer Bände wirkte die Islamwissenschaftlerin Anne-marie Schimmel, die 1994 – noch vor Neubegründung der Reihe – bei C.H.Beck ihr Buch «Berge, Wüsten, Heiligtümer. Meine Reisen in Pakistan und Indien» herausbrachte und dem Verlag bis zu ihrem Tod im Januar 2003 die Treue hielt. Die «Orientalische Bibliothek» und die «Neue Orientalische Bibliothek» hatten das Verlagsprogramm endgültig für die außereuropäische Geschichte sowie die außereuropäischen Literaturen und Religionen geöffnet. Dazu fügte sich, dass 1984 mit «Der Islam in der Gegenwart», herausgegeben von Werner Ende und Udo Steinbach (5., überarbeitete Aufl. 2005), und mit Tilman Nagels Monographie «Der Koran» (inzwischen in 4. Aufl. lieferbar) C.H.Beck ein islamwissenschaftliches Programm eröffnete, das der Verlag konsequent gepflegt und erweitert hat – längst vor dem 11. September 2001, als eine in der Islamthematik weitgehend kenntnislose Öffentlichkeit mit einem Mal dringenden Informationsbedarf erkennen ließ und eine stürmische Nachfrage nach fundiertem Wissen über den Islam einsetzte.

